

7. Jahrhunderts, hängt mit der Ansiedlung der Onogur-Bulgaren zusammen, während „der zweite Abschnitt die Periode zwischen relativ genau bestimmbareren historischen Ereignissen am Ende des ersten und Anfang des dritten Abschnitts“ ist (ebd.). Interessant ist die von Garam herausgestellte Fundverteilung byzantinischer Objekte in den drei Zeitabschnitten. Während in der ersten Phase ca. 70% der von Garam untersuchten Gegenstände vorkommen, nimmt die Zahl der byzantinischen Funde bzw. solcher mit byzantinischen Wurzeln im Verlauf des 7. Jahrhunderts immer mehr ab. Auch die Anzahl der Formen, die nur für einen bestimmten Zeitabschnitt typisch sind, geht im Verlauf des 7. Jahrhunderts rapide zurück (S. 180). Nur im ersten Zeitabschnitt sind „original byzantinische, mediterrane und italo-byzantinische“ Gegenstände wie etwa Körbchen- und Halbmondohrringe sowie Scheibenfibeln etc. vorhanden, die als Geschenk, Handels- oder Beutegut zu den Awaren kamen, hier aber nicht produziert wurden (S. 180). Im zweiten Zeitabschnitt finden sich bereits „weiterentwickelte Varianten“ der früheren Typen und „mit Sicherheit lokale Erzeugnisse“ (ebd.). In der dritten Phase handelt es sich, obwohl es überwiegend Goldfunde sind, „nicht um original byzantinische Erzeugnisse, sondern um nach byzantinischem Vorbild, aus original byzantinischen Gegenständen umgestaltete oder als deren Kopien hergestellte Waren“ (S. 181), die Garam mit onogur-bulgarisch-byzantinischen Beziehungen in Verbindung bringt. Es wird deutlich, daß „original byzantinische Funde“ nur im ersten Zeitabschnitt ins Awarengebiet gelangten, während es sich im folgenden um lokale Umarbeitungen oder um durch eine neue Bevölkerungsgruppe bereits umgearbeitete und vermittelte Objekte handelt, die in unterschiedlichem Maß und Umfang auf byzantinische Vorbilder zurückgehen. Die byzantinischen Funde im ersten Zeitabschnitt sind v. a. in den Gebieten um Keszthely und Pécs stark verbreitet. Hier sieht Garam einen Zusammenhang mit dem „romanisierten Erbe“ der sogenannten Keszthely-Kultur. Die Träger dieser Kultur haben zusammen mit den Awaren Anteil am Entstehen einer einheitlichen frühawarischen Kultur (S. 193 ff.).

Dank gebührt der Autorin, daß sie die bisher in zahlreichen Aufsätzen verstreut publizierten byzantinischen Funde und ihre Derivate im Karpatenbecken in einer ihr fremden Sprache der internationalen Forschung zur Verfügung stellt, wobei Rez. aber nicht in allen Fällen von der Herleitung der Funde aus dem byzantinischen Kulturkreis überzeugt ist. Das besprochene Werk gibt aber auch einen wichtigen Anstoß zu einer längst überfälligen Diskussion über die Bedeutung des Begriffs „byzantinisch“.

*Ellen Riemer, Trier*

**Markus Sanke**, Die mittelalterliche Keramikproduktion in Brühl-Pingsdorf. Technologie, Typologie, Chronologie. Rheinische Ausgrabungen 50 (Verlag Philipp von Zabern, Mainz 2002). 318 S., 164 Taf. ISBN 3-8053-2878-8. Gebunden, € 75,80.

Die hier zu besprechende Arbeit stellt die bis 1999 überarbeitete Fassung der 1995 eingereichten Dissertation des Verfassers dar. Sie wurde von Heiko Steuer in Freiburg betreut, wobei die Materialaufnahme vor Ort im Rheinischen Landesmuseum Bonn stattfand. Dies ist nicht zuletzt an den zahlreichen Danksagungen an die in der Region arbeitenden Kollegen ablesbar.

Die Bearbeitung beschränkt sich keineswegs auf eine typologische Gliederung des Keramikmaterials, sondern beginnt - nach einer forschungsgeschichtlichen Einstimmung - mit einer naturräumlichen und siedlungskundlichen Darstellung des Untersuchungsgebietes. Hierauf folgt dann die Erläuterung der Aufnahmemethoden, der die technische Beschreibung und die formenkundliche Typologisierung angeschlossen sind. Ausgehend von dieser entwickelt der Autor eine Chronologie, die er einerseits an seinen statistischen Ergebnissen, andererseits anhand des Vergleiches mit absolut datierten Fundorten erarbeitet. Diese wird mit neuen Radiokarbon- bzw. Archäomagnetik-Datierungen verglichen. Abschließend unterscheidet der Verfasser zehn Produktionsperioden für das 9. bis 14. Jahrhundert. Aufbauend auf diese Einteilung beleuchtet er einzelne Merkmale der Keramik in ihrer chronologischen Entwicklung. Im Ausblick diskutiert Sanke einerseits die konkrete Anwendbarkeit seiner Ergebnisse für weitere Forschungen, andererseits formuliert er aber auch Wünsche im Hinblick auf eine Überprüfung und Erweiterung der Ergebnisse.

Im Kapitel „Forschungsgeschichte“ arbeitet der Autor insbesondere den Gegensatz zwischen der Keramikbearbeitungen bis in die achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts, mit dem Schwerpunkt auf der Material-

kunde, und den neueren Arbeiten heraus, die vermehrt die Typologie in den Vordergrund stellen. In Folge dieser Gegenüberstellung definiert der Autor in Anlehnung an Andreas Heege (A. Heege, Die Keramik des frühen und hohen Mittelalters aus dem Rheinland [Bonn 1995] 87) „methodische Anforderungen an eine zeitgemäße Bearbeitung von Keramik aus Siedlungskontext: Das Fundmaterial ist nach Möglichkeit vollständig zu erfassen und abzubilden, die Fundvorlage muß nach Befundzusammenhängen, nicht nach Warenarten erfolgen, eine typologische Feingliederung aller beobachteten Feinmerkmale sollte angestrebt werden“ (S. 13). Dagegen bewertet er die Methodik zur Bearbeitung „keramischer Massenfunde, wie sie in Töpfereiabfällen vorliegen“ als „weitgehend unterentwickelt“ und meint, ein methodisches Fundament für deren Bearbeitung sei noch nicht gelegt (S. 13 f.). Mag man diese Einschätzung, insbesondere bis zur Vorlage des Mayener Materials durch Mark Redknap, für das engere Rheinland teilen, so ist die Generalisierung der Aussagen angesichts der ausführlichen Behandlung entsprechender Methoden, z. B. der Umschlag- bzw. „Envelope“-Methode Clive Ortons, im englischsprachigen Bereich wenig nachvollziehbar. Auch das „Erschrecken über die anfallenden Mengen“ ist kein Phänomen, das auf Töpfereiabfälle beschränkt bleibt, sondern in den behandelten Perioden allgemein für das Massenfundgut Keramik steht. Die vom Autor bearbeitete Fundmenge von 2771 „Funden“ (S. 231) als Auswahl von geschätzten „etwa 300.000-400.000 Fragmenten“ im Rheinischen Landesmuseum dürfte Bearbeitern von Siedlungskeramik aus Städten keineswegs übermäßig hoch vorkommen. Als aktuelles Beispiel sei Magnus Wintergersts Arbeit (M. Wintergerst, Hoch- und spätmittelalterliche Keramik aus der Altstadt Frankfurt am Main. Schriften des Archäologischen Museums Frankfurt 18 [Frankfurt/Main 2002]) mit bearbeiteten 18757 von geschätzten 50000 Scherben aus gerade einmal 30 Jahren Archäologie genannt. Eine Forderung nach Komplettvorlage der Keramik sollte daher auf der Machbarkeit und der zur Verfügung stehenden Zeit, nicht auf Dogmen beruhen. Angesichts der vom Autor, unter anderem mittels eines anschaulichen Schemas (S. 7), dargestellten Fragenvielfalt wird man jedem Bearbeiter die Möglichkeit lassen, aus der Menge der Methoden diejenigen auszuwählen, die für seine spezielle Fragestellung am sinnvollsten erscheinen.

Im Kapitel „Der Raum“ beleuchtet Sanke die Voraussetzungen der Keramik-Produktion in Pingsdorf. Sehr interessant sind dabei die Ausführungen zu den Ton- und Sand-Lagerstätten in Pingsdorf selbst. Er geht dabei davon aus, daß zur Ofenfeuerung ausschließlich Holz verwendet wurde und es sich bei den 1958 vermuteten Hinweisen auf Braunkohle um zufällige Reste handelt, die mit dem direkt unter der Kohle liegenden Ton an die Ofenstandorte kamen (S. 22). Inwieweit der von ihm postulierte massive Entwaldungsprozeß durch die Töpfereien verursacht wurde, ist sicher ein Problem, welches in Zukunft eine tiefere Untersuchung wert ist. Die Bearbeitung der Schriftquellen erbringt seltsamerweise nur wenige Hinweise auf den Töpfereibetrieb. Inwieweit man mit dem Autor von der Freisprechung eines „Arnoldus Crucheren“ auf die generelle Unfreiheit der Vorgebirgstöpfer schließen möchte (S. 24), bedarf sicherlich noch einer breiter angelegten historischen Untersuchung. Dieses Einzelbeispiel zeigt aber deutlich, wie notwendig die vom Autor angewandte interdisziplinäre Vorgehensweise ist, um die „toten“ Scherben in ein historisches Umfeld zu stellen. So sind auch die festgestellten Beziehungen nach Köln - wenngleich keineswegs überraschend - von einigem Interesse für die Distribution der Keramik. Neben zwei Römerstraßen, die Pingsdorf sicher auch im Mittelalter noch mit Brühl und weiter Köln verbanden, ist für das frühe 14. Jahrhundert ein Landtransport von Keramik der Region mit Karren und ‚auf dem Halse‘ nach Köln nachweisbar. Die Darstellung der Töpfereien und der Topographie zu Zeiten des ältesten Dorfkatasters läßt der Autor unkommentiert. Die neun für die Auswertung ausgewählten Untersuchungen sind in den modernen Katasterplan von Pingsdorf eingetragen (S. 30-33). Hier ergibt sich eine Frage, die aus der Publikation heraus nicht beantwortet werden kann. Der Autor schreibt, er stütze sich auf „etwa 75% der insgesamt aus Pingsdorf magazinierten Fundmengen, in absoluten Werten [?] auf über 500 Fundkisten“ (S. 32). Auf S. 231 dagegen spricht er von „2771 aufgenommenen“ Funden, die aus „etwa 300.000-400.000 Fragmenten“ (S. 37) ausgewählt wurden. Der Rezensent geht davon aus, daß der Autor aus den erwähnten ca. 75% die im Kapitel „Das Material“ begründete Auswahl von 2771 Stücken getroffen hat. Diese Keramikfragmente werden nun vom Autor individuell beschrieben und zeichnerisch dokumentiert vorgelegt. Diese liegen auch den statistischen Auswertungen zu Grunde. Insofern verdient die Besprechung der Auswahlkriterien eine besondere Aufmerksamkeit, da sie die Grundlage der späteren Ergebnisse bildete. Als erstes Kriterium legte der Autor „die Anzahl der am Objekt zu beobachtenden Merkmale“ (S. 37) fest. Dies betraf in erster Linie vollständige oder alt rekonstruierte Gefäße, eine systematische Rekonstruktion erfolgte hierfür aber nicht. Da diese Stücke nur einen kleinen Teil der Gesamtmenge ausmachen, wurden weiterhin Scherben mit „mehreren, voneinander unabhängigen

typologischen Merkmalen“ aufgenommen. Der Autor versteht darunter Fragmente mit „Randform plus Henkelform oder Randform plus Bauchdurchmesser oder Bodenform plus Bemalungsmuster usw.“. Diese Stücke wurden solange aufgenommen, „bis entweder (bei fundäreren Befundeinheiten) keine Scherben mit sinnvollen Merkmalskombinationen übrigblieben oder (bei materialreichen Befunden) eine Individualaufnahme weiterer Stücke keine neuen typologischen Erkenntnisse erbracht hätten“. Da dem Autor anschließend noch „seltene oder Sonderformen“ auffielen, nahm er in einem dritten Schritt auch solche Scherben auf, die durch die beiden ersten Auswahlkriterien gefallen waren. Er selbst gibt zu, daß somit seine Auswahl „zugunsten solcher seltenen Merkmale verzerrt“ wird. Er nahm dies aber, sicherlich nicht zu unrecht, in Kauf, um die ganze Bandbreite des Formenspektrums der Töpfereien abzudecken. Man fragt sich jedoch, ob die angewendeten Kriterien nicht prinzipiell die Auswahl verzerren. Die Anzahl der erkennbaren Merkmale am Fragment ist nämlich keineswegs „proportional zu dessen Größe“. Rand, Tülle und Henkel treten bei den Amphoren bzw. Kannen der Phasen 2 bis 7 (nach Sanke) nur im oberen Fünftel des Gefäßes auf, die Bemalung in der oberen Gefäßhälfte. Ein Fragment von unverzierten Töpfen, z. B. der Phase 2, hat dagegen lediglich ein Merkmal (Rand) im oberen Bereich.

Darüber hinaus wurde in einem letzten Arbeitsschritt „bei ausgewählten, materialreichen Komplexen gezielt große Wandscherben mit aussagekräftigen Anteilen von Bemalung ausgesucht“, wodurch „zugleich eine eventuelle Überrepräsentation bestimmter keramiktechnischer Eigenschaften wie Farbe, Sinterungszustand und Magerungsgröße, wie sie nach den vorherigen, typologisch orientierten Arbeitsschritten durchaus auftreten konnten, gezielt ausgeglichen werden“ (S. 37). Der Autor versuchte damit, „eine statistisch bestmögliche Repräsentation des Gesamtmaterials eines Befundes“ gezielt herzustellen. Die Auswahl erfolgte somit weder rein zufällig noch auf Basis einzelner homogener Befunde, vielmehr wurde aus neun unterschiedlichen Befunden von „zum Teil weit voneinander entfernten Grabungsflächen“ (S. 36) eine begründete, individuelle Auswahl getroffen. In die weiteren Untersuchungen ging - bezogen auf die Anzahl aller Scherben - nach den Angaben des Autors rund 1% (2771 von 300.000-400.000) des geborgenen Materials ein. Das restliche Material wurde zu 75% vom Autor durchgesehen, ist somit indirekt auch erfaßt, wenngleich der direkten Überprüfbarkeit in der Publikation entzogen. Die Arbeit enthält somit die gesamte bisher bekannte Bandbreite der Produktionspalette von Pingsdorf und legt die Masse der verzierten und aufwendiger geformten Gefäßelemente vor. Jedoch erscheint es dem Rezensenten, daß die quantitativen Auswertungen durch die getroffene Auswahl verzerrt werden, die verzierte Scherben und solche mit Angarnierungen bewußt überrepräsentiert. Ob diese theoretischen Verzerrungen Auswirkungen auf die Ergebnisse haben, werden erst weitere Untersuchungen an Pingsdorfer Material erweisen können.

Eine weitere Einschränkung ergibt sich aus dem bearbeiteten Material als solchem. Es verblieb am Töpferort und stammt laut Befundkatalog (S. 217-230) sowohl aus Ausgrabung als auch aus kurzfristigen Notuntersuchungen. Die Qualität der Befunde ist also unterschiedlich, zumal der Autor mehrfach verschollene Keramik (S. 218, 229) bzw. Vermischungen von Material aus verschiedenen Befunden (S. 218-220, 224) beklagen mußte. Auch schreibt er, daß ein Teil der bearbeiteten Keramik lediglich grob dem Ortsbereich ‚Pingsdorf‘ zugeschrieben werden kann (S. 217). Der Autor meint jedoch, aufgrund seiner typologischen Bearbeitung, die Befunde nachträglich als ‚geschlossen‘ bezeichnen bzw. nicht erkannte Störungen oder Schichtungen auf diesem Wege aussortieren zu können. Trotz dieser Einschränkungen scheint es sich in allen Fällen um Gruben- bzw. Töpferofen-Verfüllungen mit Töpfereiabfall zu handeln. Dieser ist, wie Sanke zu bedenken gibt, nur bedingt mit der an die Konsumenten weitergegebenen Keramik zu vergleichen. Er führt hierzu die diversen im von ihm bearbeiteten Material erkennbaren Fehlbrandspuren an. Des weiteren verweist er darauf, daß die Motive, nach denen der historische Töpfer frisch gebrannte Stücke verwarf und zerstörte, für uns heute nicht mehr nachvollziehbar sind. Da der Autor insbesondere die Nutzbarkeit seiner Studie für die Bewertung von Konsumentenabfall im Sinne hatte, schloß er alle Fehlbrände, die für ihn erkennbar zu einer Formveränderung führten, aus der Fundaufnahme aus (S. 36). Somit versuchte er, eine daraus resultierende Beeinflussung seiner Ergebnisse schon im Vorfeld der Untersuchung auszuschließen. Er bezieht dies wohlbemerkt ausschließlich auf die Formmerkmale, während er für die technischen Merkmale davon ausgeht, daß „ihre Bedeutung für die Fehlbrandauslese der mittelalterlichen Töpfer in keiner Weise erschlossen werden kann“ (S. 36). Daher vertraut er darauf, daß entsprechende, auf einzelne Fehlbrände beschränkte Abweichungen statistisch weniger ins Gewicht fallen. Dieser Argumentation kann man nur zustimmen, zumal fast jede Bearbeitung größerer Keramikkomplexe zeigt, daß auch Ware zweiter Wahl ihren Weg zum Konsumenten

fand. Die Kenntnis eben dieser Ausnahmen erleichtert dem „Siedlungs-Keramiker“ im Zweifelsfall die begründete Zuweisung zum Produktionsort. Insofern ist die vom Autor angestrebte Homogenität und die getroffene Auswahl mit dem Nachteil behaftet, daß dem Leser die mögliche Bandbreite sowie deren Häufigkeit bei unüblicher Brandführung nicht bekannt wird. Man hätte sich gewünscht, eine solche Auswahl im Anschluß an die Auswertung vorgeführt und begründet zu bekommen. Zu den Ausführungen in Anmerkung 109 sei noch ein kurzer Einschub des Rezensenten erlaubt. Die Bemalung von Gefäßen mit gleichfarbigem Ton- oder Lehmschlicker ist keinesfalls als blind zu bezeichnen, da sich der flüssigere Stoff relativ deutlich von der getrockneten Oberfläche absetzt.

Bei der Beschreibung der Merkmalsanalyse erläutert Sanke die Aufnahmemethoden sowie die aufgenommenen Parameter. Besonders hilfreich sind dabei die Textabbildungen zu den technischen Ansprachen, die eine objektive Nachvollziehbarkeit der Beschreibungen ausgesprochen fördern und sicher auch für ungeübte Bearbeiter ein willkommenes Vorbild darstellen. Allerdings verwundert es, daß die Definition der Magerungsgröße mit Oberflächenaufnahmen illustriert wird (S. 41). Dies ist wenig hilfreich, da sich Magerungspartikel innerhalb des Scherbens konzentrieren können und auch das Herausragen dieser aus der Oberfläche nicht unbedingt von deren Größe abhängig ist. Die Beurteilung der Magerungsgröße sollte am frischen Bruch erfolgen, und beigegebene erläuternde Fotografien sollten entsprechende Ausschnitte zeigen. Auch der als Überschrift gewählte Begriff „Tonkunde“ bereitet Schwierigkeiten. Selbst wenn im Fach ‚Ton‘ als Synonym für ‚Keramik‘ gebraucht wird, so wird im allgemeinen Sprachgebrauch und der naturwissenschaftlichen Fachterminologie mit ‚Ton‘ das ungebrannte Weichgestein bezeichnet. Für das Kunstprodukt Keramik hingegen, daß nicht nur aus ‚Ton‘, sondern auch aus zugesetzten Magerungsbestandteilen besteht, können die eingeführten Begriffe ‚Scherben‘ und ‚Keramik‘ verwendet werden.

Die „keramikkundlichen“ Untersuchungen behandeln in einem ersten Teil alle 2771 Scherben unabhängig von Datierung und Form. Sanke erhoffte sich davon eine Darstellung der produktionsortstypischen Merkmale. Auch wenn man darüber streiten mag, ob eine Berechnung der durchschnittlichen Wandstärke aller Scherben des 9. bis 14. Jahrhunderts wirklich dazu beiträgt, muß man diesen Abschnitt als überaus gelungen bezeichnen. Sanke stellt hier die für die Pingsdorfer Produktion durchgehend charakteristischen Parameter heraus und diskutiert sie im Vergleich mit Produkten benachbarter Produktionsstätten. Auch stellt er Zusammenhänge zwischen verschiedenen Parametern heraus, so die Abhängigkeit eines sichtbar lamellaren Bruches von einem bestimmten Sinterungsgrad und relativ hohen Korngrößen der Magerung (S. 56 f.). Er führt damit ein Charakteristikum der „Paffrather“ Waren auf bestimmte Bedingungen zurück - und hält das Kriterium daher für untauglich zur Provenienzbestimmung. Dies möchte Rezensent in gewisser Weise einschränken. Zwar weist der Autor die Möglichkeit, daß verschiedene Töpfereien solche Produkte herstellten, eindeutig nach, jedoch scheint die für Paffrath typische und übliche Produktionsweise gerade die Entstehung lamellarer Brüche besonders gefördert zu haben. Somit ist die Wahrscheinlichkeit einer Zuweisung zu Paffrath größer als die einer Zuweisung zu z. B. Pingsdorf, wo solche Brüche offensichtlich seltener Vorkommen. Damit ist das Kriterium bei ausreichender Fundmenge als Hinweis zur Provenienzbestimmung brauchbar. Daß so einfache Zuweisungen, wie sie in der Vergangenheit üblich waren, heute nicht mehr möglich sind, sollte inzwischen allgemein bekannt sein. Ein Kriterium wie das angesprochene kann daher immer nur einer von verschiedenen Aspekten sein, die eine begründete Herkunftsbestimmung erlauben. Die vom Autor angeführten Neutronenaktivierungsanalysen (NAA) zu Material aus Pingsdorf, Paffrath sowie der Wurt Emden (S. 60 f.) belegen dies. Die Analyse der für „Paffrather“ Ware gehaltenen Stücke bestätigte diese Zuweisung zu 2/3, während sie zu 1/3 auf Pingsdorf verwies.

Neben der NAA-Definition von sechs verschiedenen Gruppen aus Pingsdorfer Material durch die Arbeitsgruppe Mommsen in Bonn, stellte der Autor auch Nachbrennversuche mit archäologisch geborgenem Rohton aus Gruben im Produktionsbereich an. Besonders interessant ist hier, daß zwar die Eigenschaften so stark mit den Scherben korrespondieren, daß er annimmt, daß es sich um Rohton aus der Produktion handelt, dieser aber noch nicht vollständig aufbereitet war. So ergab die Analyse keine Übereinstimmung der Tonproben mit einer der sechs nachgewiesenen NAA-Gruppen (S. 64 f.). Die Brennproben konnten darüber hinaus zeigen, daß der Pingsdorfer Ton „steinzeugfähig“ war und somit hervorragende Eigenschaften für eine Verarbeitung zur Keramikmasse besaß.

Im folgenden Abschnitt gliedert Sanke das Fundmaterial nach formenkundlichen Aspekten und auf Grundlage der Funktion der Keramikobjekte. Der Autor weist damit dem in Pingsdorf hergestellten

Formenspektrums jeweils begründet Funktionen (Koch-, Schank-, Trink-, Servier-, Vorratgeschirr, Sondernutzung) zu. Bei der Behandlung der jeweiligen Gefäße geht er ausführlich auf die Formendetails (Rand, Tülle, Boden etc.) sowie die Herstellungstechnik ein. Sehr anschaulich sind die dazu beigegebenen Fotos von Verena Kaufmann und Markus Sanke, die Nachtöpfer-Versuche zeigen. Der Autor beschränkte sich hier nicht nur auf die Beschreibung und Interpretation der Herstellungsspuren, sondern überprüfte diese durch experimentelle Versuche, was seinen Ausführungen zusätzliches Gewicht verleiht. Neben der Gliederung sind den Beschreibungen auch statistische Aufschlüsselungen der Verteilung bestimmter Phänomene beigegeben. Insbesondere nimmt er Bezug auf die Mengenverteilung bestimmter Objektgrößen. Das beschriebene Spektrum reicht von den allgemein bekannten Henkelkannen oder „Pingsdorfer Amphoren“ über Becher und Grauware-Kugeltöpfe bis zu Aquamannen, Becherkacheln, Spinnwirteln, Hörnern, Lampen und sogar Firstziegeln. Auch Sanke verweist darauf, daß den Keramikhörnern, die ja aus praktisch jeder mittelalterlichen Töpferei bekannt sind, sicher auch ein profaner Zweck zuzuweisen ist (S. 119) und diese keineswegs prinzipiell mit einer Funktion im Pilgerwesen zu verbinden sind. Ein weiterer interessanter Aspekt ist das Vorkommen römischer Ziegelfragmente und auch einer Terra Sigillata-Scherbe sowie eines wohl merowingischen Gefäßes. Der Autor bezeichnet die sehr wenigen Stücke als „vorpingsdorfzeitliche‘ Einstreuungen“ (S. 124) und enthält sich Spekulationen über einen Zusammenhang mit der antiken Ziegelei im Südosten Pingsdorfs. Hinsichtlich der Münzwaage des 13. Jahrhunderts aus einer Keramikgrube dagegen, stellt er interessante Überlegungen an. Allerdings sieht er in den zwei bisher vorliegenden Münzwaagen aus Handwerkszusammenhängen noch keine ausreichende Grundlage zur Frage, ob die Handwerker ihre Ware selbst vermarkteten. Dieser Hinweis dürfte aber sicher für Historiker von einigem Interesse sein, die sich diesem Arbeitsfeld von anderer Seite nähern.

Das herausgearbeitete Produktionsspektrum verdeutlicht die Dominanz der „Amphoren“, der Kugeltöpfe und der Becher gegenüber allen anderen Keramikformen. Die mögliche Verzerrung dieses Bildes durch die Aufnahmemethode wurde bereits thematisiert. Der Autor selbst verweist auch auf durch Siedlungsfunde und neuere Sondagen bekannt gewordene Typen und Merkmale, die in seinem Material noch nicht faßbar waren (S.126). Die Bandbreite der Pingsdorfer Produktion dürfte daher in Zukunft noch ein wenig zunehmen. Da neben den Gefäßzeichnungen auch die Einzelmerkmale in Typentafeln dargestellt sind, ist die Nachvollziehbarkeit der Einteilung in wünschenswerter Weise gegeben, was die hohe Nutzbarkeit des Werkes für andere Keramikbearbeiter unterstreicht.

Die beiden folgenden Kapitel befassen sich mit der chronologischen Einteilung des vorgestellten Produktionsspektrums. Zuerst werden die produzierten Gefäße geordnet, bevor auf der so gewonnenen Basis die keramischen Materialeigenschaften in ihrer zeitlichen Veränderung beschrieben werden. Für die chronologische Einteilung beschriftet Sanke vier Wege: die Bildung einer typologischen Reihe anhand bestimmter Gefäßformen, den Vergleich bestimmter Merkmalskombinationen mit solchen aus externen Komplexen, den Vergleich mit absolut datierten Typen und schließlich eine Seriation des Materials. Darüber hinaus wurden die naturwissenschaftlichen Datierungen und die wenigen stratigraphischen Datierungsansätze in die Diskussion einbezogen.

Die typologische Reihung beginnt Sanke mit den Becherformen, die er formenkundlich in einer Entwicklungslinie anordnet. Zu deren Überprüfung versuchte er die mit Bechern vergesellschafteten Gefäße in die so gewonnene Abfolge zu stellen. Hierfür wählte er die Schankgefäße (Amphoren, später Krüge) aus. Diese ergaben ebenfalls eine organische Entwicklung, die sich mit derjenigen der Becher parallelisieren ließ. Der Autor wollte nun im zweiten Schritt diese auch im Fundgut der Konsumentenseite, also in Siedlungsfunden, nachweisen. Hierzu wählte er einerseits absolutchronologisch eingeordnete, geschlossene Komplexe, andererseits relativchronologisch gut dokumentierte Stratigraphien aus einem weiten Bereich Norddeutschlands. Somit konnte er seine typologische Reihung sowohl absolut einordnen, als auch auf diejenigen Formen ausdehnen, die er aufgrund seiner Typologie noch nicht einordnen konnte. Allerdings ist einschränkend darauf hinzuweisen, daß ein eindeutiger Nachweis, daß es sich bei den herangezogenen Keramiken um Pingsdorfer Produkte handelt, im allgemeinen fehlt, ja beispielsweise für St. Irminen in Trier prinzipiell ausgeschlossen wird. Die Vergleiche basieren also auf allgemeinen typologischen Vergleichen der Formen. Auch sind die Vergleichsbeispiele von unterschiedlicher Qualität, worauf der Autor selbst hinweist. Angesichts von 14 herangezogenen Komplexen sowie zahlreichen weiteren Beobachtungen entsteht aber ein gut abgesichertes Bild. Da bislang unbekannt ist, welche Faktoren auf die Belieferung bestimmter Fundpunkte durch Pingsdorf Einfluß nahmen, muß auch hier

auf mögliche Verschiebungen der Datierung von Produktion einerseits und Einsetzen der Merkmale in verschiedenen Absatzregionen andererseits hingewiesen werden. Diese dürften desto geringer ins Gewicht fallen, je näher der Abnehmer zu Pingsdorf steht - sprich ausschließlich oder größtenteils von dort beliefert wurde. Mit dieser Einschränkung sollen keineswegs die vom Autor gewonnenen Datierungen in Frage gestellt, sondern lediglich darauf verwiesen werden, daß gerade für Regionen in einigem Abstand zum rheinischen Vorgebirge mit Verschiebungen der chronologischen Einordnung Pingsdorfer Merkmale zu rechnen ist. Besonders hinzuweisen ist auf die vorgeschlagene Korrektur der Datierung der bemalten, kugeligen Becher nach Reinhard Friedrich (Eine chronologisch bedeutsame Bechergruppe der Pingsdorfer Ware. In: Zur Keramik des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit im Rheinland. BAR, Internationals series 440 [Oxford 1988]) 271-297.) sowie die Neudatierung des liegenden Töpferofens „Am Burgpfad 12“ in das 14. Jahrhundert. Der Ofen war bisher mit der Produktion rotbemalter Ware in Verbindung gebracht worden, diente aber wohl der Herstellung von Steinzeug (S.169, 226 f.).

Um die gewonnene Ordnung des Materials zu unterstützen, unterzog der Autor „60% der in die Individualaufnahme eingeflossenen Funde“ einer Seriation (Abb. 63). Die ca. 1660 Scherben wurden mit 52 Merkmalen in die Untersuchung eingespeist, die an einem Objekt zusammen auftreten können. Grundlage der Analyse war dabei Anwesenheit oder Abwesenheit des Kriteriums bzw. der Gefäßform im Befund, die Häufigkeit im Befund wurde bewußt nicht abgefragt (S.170). Hierfür wurden 56 Fundkomplexe ausgewählt, die der Autor als „mit hoher Wahrscheinlichkeit ‚geschlossene Funde‘“ bezeichnet. Dies entspricht durchschnittlich 30 Scherben pro analysiertem Komplex. Die Eigenschaft „geschlossener Fund“ kann nicht für alle Komplexe eindeutig nachvollzogen werden; so beispielsweise Befund EU 139, zu dem „keine Unterlagen mehr auffindbar“ sind (S. 218). Er ergab hauptsächlich „Badorfer“ Keramik, nur etwa ein Dutzend Fragmente Pingsdorfer Ware, die eindeutig als jüngere Beimengungen kenntlich sind“ (diese sind nicht abgebildet oder beschrieben). Die Dokumentation von Befund BAD 17 „verzeichnet weiterhin, daß die untere Schicht der Verfüllung des Brennraums, dicht oberhalb des Brennraumbodens, ausschließlich unbemalte, rollstempelverzierte Keramik enthalten habe, während aus einer von dieser durch steriles Material getrennten oberen Schicht ausschließlich „Hunneschankkeramik“, also bemalte rollstempelverzierte Ware, geborgen worden sei. Im Magazin konnte diese Differenzierung nicht (mehr?) nachvollzogen werden“ (S.218f). Zudem sind einige Funde „im RLMB nicht mehr auffindbar“. FH3, 4 und 5 wurden offensichtlich nur angeschnitten (S.222), so daß gerade für eine „presence-absence“-Analyse durchaus wichtiges Material schlichtweg nicht geborgen worden sein könnte. Überhaupt erscheinen Rezensent Töpfereiabfallgruben und Ofenverfüllung nicht als die geeignetsten Objekte für solche Analysen, da ja doch nur eine begrenzte Auswahl - vermutlich von einem einzelnen Produzenten - der damaligen Produktionsspanne verworfen wurde und entsprechend in die Verfüllung gelangte. Dadurch besteht die Gefahr einer rein räumlichen und eben nicht chronologischen Trennung bestimmter Produkte - ähnlich bekannten Konzentrationen von z.B. Kochgeschirr in bestimmten Funktionsbereichen einer Burg. Hinsichtlich solcher Einschränkungen beruhen die Ergebnisse auf einer recht geringen Materialbasis, so daß eine weitere Überprüfung auf größerer oder anderer Materialbasis notwendig sein dürfte. Dies würde auch für die Korrespondenzanalyse derselben Daten gelten. Daß die statistischen Analysen die zuvor entwickelten Stufen „erstaunlich präzise“ spiegeln, kann wenig überraschen, wurden doch anfangs nur solche Typen ausgewählt, die chronologisch spezifisch zu sein scheinen und eine „zu detaillierte typologische Betrachtung“ vermieden (S.171). Die Statistik bestätigt somit lediglich die zuvor gewonnenen Ergebnisse. Dies gilt auch für das einzelne C<sup>14</sup>-Datum aus Ofen FH23 (1009-1027 kalibriert), dessen Verfüllung archäologisch in die 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts gesetzt wird. Angesichts der dokumentierten langen Betriebszeit der Produktionsstätte ist dies sehr gut nachvollziehbar. Die archäomagnetischen Daten für die Öfen FH22, FH23, FH26 und FH45 dagegen weichen so stark sowohl von der archäologischen Datierung, als auch von der Radiokarbondatierung und der Stratigraphie ab, daß sie verworfen wurden. Dies gilt jedoch nicht für entsprechende Datierungen aus Walberberg und Eckdorf, wie Sanke betont. Wenn er allerdings anregt, die archäomagnetische Referenzkurve anhand der archäologisch gewonnenen Datierung zu korrigieren, so erscheint dies übertrieben.

Die auf den hier geschilderten Wegen gewonnene chronologische Gliederung der Keramikproduktion faßt der Autor in zehn Perioden zusammen. Für jede dieser Perioden bildet er eine Typentafel mit charakteristischen Merkmalen. Die Übergangsperioden deutet er durch unterschiedlich schräg gestellte Trennstreifen im Zeitbalken an (S.183). Bezüglich der weiter oben schon angesprochenen Vorsicht

bei der Übertragung von Merkmalen in entlegene Gebiete sei hier noch auf die Tafel zu Periode 3 verwiesen. Hier werden Bemalungen in schräg liegenden Kommagruppen (bzw. „einzelne Gruppen gebogener Streifen“ nach Sanke) auf Amphoren mit Stranding als typisch dargestellt. Periode 3 setzt der Autor in die Zeit zwischen 900 und der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts. In Frankfurt am Main und Burg Stein (Südhessen) dagegen werden entsprechende Stücke - rhein-mainischer Provenienz wohlbemerkt - an das Ende des 11. und vor allem ins 12. Jahrhundert gestellt (Magnus Wintergerst, Hoch- und spätmittelalterliche Keramik der Altstadt Frankfurt am Main [Frankfurt/Main 2002] 78f, Taf.27; Sven-Hinrich Siemers, Von der karolingischen Handelssiedlung ‚Zullestein‘ zur Festung ‚Zum Stein‘ bei Biblis-Nordheim, Kreis Bergstraße [Mainz 2001, erschienen 2003] 108 f., Taf.18).

Ausgehend von seiner Periodengliederung untersuchte Sanke verschiedene Einzeleigenschaften. Die Darstellung der Entwicklung des Keramikausstoßes zeigt die Anteile jeder Periode an allen aufgenommenen Scherben. In einer zweiten Darstellung stellt der Autor korrigierend die Anzahl von Funden pro Periode geteilt durch die Dauer der Periode dar. Das so gewonnene Bild zeigt ein stetiges Anwachsen der Produktion, was Sanke - unter Hinweis auf zuvor festgestellte Qualitätseinbußen - als eine zunehmende Massenproduktion interpretiert. Den Rückgang und schließlich die Aufgabe der Töpferei führt er auf das Aufblühen von Siegburg einerseits, den bisher nicht abschätzbaren Prozeß der Stadtwerdung des nahen Brühl andererseits zurück. Das ‚Aufsaugen‘ des Gewerbes oder ganzer Siedlungen im Vorfeld sich entwickelnder Städte ist für das 14. Jahrhundert regelhaft nachweisbar. Es wäre daher sicher interessant, weitere historisch-geographische oder historische Untersuchungen anzustellen, welche die hier vorgestellte These bestätigen können. Die Auswertung einzelner Aspekte deutet für die Keramikfarbe eine Dominanz von weißem ‚Pingsdorf‘ in der Frühzeit über gelbes hin zu dunklem ‚Pingsdorf‘ in der Spätzeit an. Bei größeren Komplexen meint der Autor hier Hinweise auf die Zeitstellung ableiten zu dürfen. Da alle Farben aber zu jeder Zeit produziert und auch verhandelt wurden, ist es fraglich, ob man hier produktions-chronologische, ortsspezifisch chronologische (zeitgebundene Mode in einer Konsumentenregion) oder raumspezifische Merkmale (feinchronologisch unspezifische Vorliebe einer Konsumentenregion bzw. eines einzelnen Händlers) findet. Während der relative Sinterungsgrad der Waren kontinuierlich blieb, konnte ein Ansteigen der Magerungsgröße mit zunehmender Massenproduktion festgestellt werden. Entsprechend der vom Autor herausgearbeiteten Abhängigkeit von Magerungsgröße und „durchschnittlicher Lamellarität“ war in diesen Phasen auch verstärkt eine Lamellenstruktur der Keramik feststellbar. Die Ausführungen zur Wandstärke aller Gefäße ergaben, da sowohl Becher als auch Kannen und Töpfe einbezogen wurden, keine relevanten Ergebnisse. Erst eine Einzeluntersuchung der Becher zeigte ein Ansteigen der Wandungsdicke mit zunehmender Massenproduktion - was als Hinweis auf eine Qualitätsminderung interpretiert wurde (S.204). Dies gilt auch für die zunehmende Verkleinerung der Becher. Die Vergleiche der Gefäßanteile von Periode 1, fast ausschließlich Kochtöpfe, und Periode 2, hauptsächlich Schankgeschirr, möchte man auf einer breiteren Materialbasis bestätigt finden. Besonders die Tatsache, daß sich die hauptsächlichlichen Tonrezepturen in den beiden ältesten - jeweils nur durch einen (!) Komplex nachgewiesenen - Perioden vollständig ausschließen, läßt die Frage aufkommen, ob hier nicht lediglich zwei verschiedene Produzenten erfaßt wurden, die zeitlich parallel gearbeitet haben. Gerade die ansonsten kaum verständliche Lücke in der Nutzung der Tonrezeptur „SPING“ (S.211) deutet in diese Richtung. Sollte sich die Datierung und die Chronologie des Autors jedoch bestätigen, so würde hier quasi der Beginn der „Erfolgsstory“ Pingsdorf faßbar. Nach einer anfänglichen Produktion von einfachem Gebrauchsgeschirr wird der „Verkaufschlager“ Amphore eingeführt und zusammen mit dem bald darauf angebotenen marktabrundenden Produkt Trinkbecher zum Träger des unternehmerischen Erfolges der Pingsdorfer Produktion. Da die Umstellung auf die neuen, der „Siegburger“ Mode folgenden Produkte nicht mehr gelingt, kommt es zum Niedergang der Töpfereien. Erfolgreiche Innovationen konnte Sanke auch mit der Einführung des handgemachten Kugeltopfes ausmachen, der den schiebengedreht produzierten ablöste. Die offenen Keramikformen scheinen ebenso der marktgerechten Abrundung des Angebotes gedient zu haben. Bei der schon angesprochenen Betrachtung der Tonrezepturen kann Sanke eine Standardrezeptur von einer langsam auslaufenden sowie vier erst später in Nutzung kommenden Rezepturen trennen. Er betont, daß sich alle Rezepturen bei allen Gefäßformen und Warenarten fanden. Er schlägt daher die Interpretation der auslaufenden Rezeptur als Versiegen einer Tongrube (vollständige Ausbeutung) und das Neuaufreten als Erschließung einer neuen Tongrube vor. Auch wenn der Autor eine weitere Absicherung der Daten für notwendig hält, klingt die Interpretation ausgesprochen plausibel und läßt auf die Entwicklung chronologischer Aussagemöglichkeiten von Neutronenaktivierungsanalysen hoffen.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß der Autor trotz seiner Konzentration auf formenkundliche Aspekte ein rundes Bild der Keramikproduktion in Pingsdorf gegeben hat. Er hat damit ein Werk geschaffen, daß in Zukunft wohl kaum aus dem Regal der Keramikspezialisten wegzudenken sein wird. Der Tatsache, daß er nur einen - wenn auch großen - Schritt zur Erforschung der Produktionsstätte getan hat, ist sich der Autor wohl bewußt. So möge denn am Schluß dieser Besprechung ein Zitat stehen: „Die vorgeschlagene zeitliche Differenzierung insbesondere des ‚Blocks‘ der Pingsdorfer Ware wird sich in der archäologischen Forschung insbesondere an neuen, gut datierbaren Keramikinventaren bewähren müssen“. Die Grundlagen dafür sind nun geschaffen. Doch auch über die Chronologie hinaus regt das Werk an, indem es explizit oder auch implizit auf Problemstellungen hinweist, die eine Lösung bzw. Überprüfung durch Archäologen, aber auch Historiker oder Historische Geographen verlangen.

*Sven-Hinrich Siemers, Kanzach Bad Buchau*

**Franz-Josef Heyen**, *Das Stift St. Simeon in Trier*. Germania sacra, N.F. 41; Das Erzbistum Trier 9 (Walter de Gruyter, Berlin 2002). XX, 1100 S., 57 Abb., 5 Karten. ISBN 3-11-017224-0. Gebunden, € 198,00.

In seinem Vorwort gibt der Bearbeiter einen Überblick über die Vorgeschichte und die Entstehung seiner Arbeit, zu deren „Grundstock“ der Nachlaß des 1945 gefallenen Staatsarchivrats U. Kühne in Koblenz wesentlich beigetragen hat. Den Beginn seiner eigenen Mitarbeit im Projekt der „Germania sacra“ setzt er im Jahr 1956 an. Außer einigen Richtungsentscheidungen hinsichtlich der zeitlichen und regionalen Abgrenzung der Materialsammlungen hebt der Bearbeiter hervor, daß entgegen einer vorläufigen Festlegung auf die Grenzen der Bundesrepublik Deutschland diese für das Stift St. Simeon überschritten wurden, wodurch sich „beeindruckend das breite Spektrum der vielfältigen Beziehungen zwischen dem trierischen und dem großen altluxemburgischen Raum“ gezeigt habe (S. IX).

Wer hier aber nun ein historisches Lesebuch zur Geschichte des Simeonstiftes erwartet, sei gewarnt. Das umfangreiche Werk verbirgt auch schon in seiner Gliederung nicht die ursprüngliche Intention einer wissenschaftlichen Materialerhebung. So behandelt der erste Großabschnitt die „Quellen, Literatur und Denkmäler“ (S. 1-210). Es werden zunächst die ungedruckten, die gedruckten sowie die historiographischen und literarischen Quellen verzeichnet (S. 1-21). Darauf folgt ein Literaturverzeichnis, das sich auf „Basiswerke“ und mehrfach zitierte Literatur beschränkt (S. 21-31). Der mit „Denkmäler“ überschriebene § 3 bietet dagegen einige durchaus lesbare Abschnitte und läßt anhand der eingefügten Abbildungen und Grundrisse die bauliche Geschichte von der Einrichtung einer „Kapelle“ im ersten Obergeschoß der Porta Nigra vermutlich im 10. Jahrhundert bis zur Auskernung des römischen Bauwerks seit 1804 in wesentlichen Schritten nachvollziehen (S. 39 f.), auch wenn das Hauptaugenmerk auf der Entwicklung des Kultes und des Stiftslebens liegt (S. 32).

Kritisch bewertet der Verfasser die in der Antikenbegeisterung der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts vollzogene „Freilegung“ des römischen Bauwerks, bei der vieles „ohne Dokumentation entfernt und vernichtet wurde. ... Aber noch bei den Sanierungsmaßnahmen 1969/74 ... hat man in völlig unnötiger und unverständlicher Weise das bis dahin noch erkennbare Raumgefüge der (oberen) Stiftskirche zerstört und mehr noch durch die ‚Aufstockung‘ der Simeons-Säule mit Betonscheiben und deren ‚Umdeutung‘ als Treppenspindel ein unstreitig noch in die erste Hälfte des 11. Jahrhunderts zurückreichendes Monument sinn- und nutzlos ‚verbaut‘“. Auf Kritik stößt auch die nach Meinung des Bearbeiters wieder Oberhand gewinnende kommerzielle Nutzung der nicht-römischen, „aber in der Architekturgeschichte des 11. Jahrhunderts hochrangigen“ Stiftsgebäude (S. 31).

Nach einer kurzen Darstellung der Geschichte des Stiftsberings als äußerer Einheit folgt die der Doppelkirche, die ihren Ausgangspunkt in der Zelle des Eremiten Simeon im Ostturm nimmt, die, zusammen mit dem Grab des Heiligen, durch Erzbischof Poppo in eine Kultstätte umgewandelt werden sollte. Der Bearbeiter betont, daß für diesen und die Menschen des 11. Jahrhunderts dieser Gedanke ausschlaggebend war, „aber ... gewiß nicht das Römertor und die Idee, in diesem ruinösen Bauwerk eine Kirche zu errichten“ (S. 43).

Aus dieser regelrechten „Keimzelle“ entwickelt sich schrittweise zunächst eine Kultstätte mit Andachts- und Aufenthaltsraum vor der Zelle des Eremiten, in der dessen Sarg und später auch der seines